

Nachbarschaft und Prostitution

Seit hundert Jahren ist
das ein Straßenstrich.
Der ist nicht erst seit
gestern mit seinen
Facetten da.

Petra Kolb
arbeitet als Sozialarbeiterin seit 15 Jahren im
Kiez, erst beim Verein Fixpunkt, heute bei Hydra.



Kurfürstenstraße Foto: Gerhard Haug

Es ist immer schwierig, von dem Drogenstrich zu sprechen. Das ist eine ganz elende Vermischung. Dort sind unterschiedliche Frauen, auch viele die einfach vor Ort arbeiten und gar keine Drogen konsumieren. Es war immer eine sehr gemischte Szene und eigentlich gingen die Frauen relativ gut miteinander um. Es waren auch vorher viele Afrikanerinnen da, Transvestiten und eben auch Frauen mit russischem oder türkischem oder arabischem Hintergrund. Der Großteil der Drogenkonsumentinnen war schon deutsch. Mit der EU-Erweiterung kamen Frauen mit unterschiedlichen Lebensformen und Erfahrungen, auch was die Prostitution im eigenen Land angeht. Da gab es z.B. eine unterschiedliche Art der Werbung. Sehr offensiv. Ich fand das an sich gar nicht so schlimm. Auf einmal haben die Männer mal gemerkt, was es heißt, wenn man blöd angemacht wird. Die Frauen wussten natürlich nicht, was hier für Regeln gelten, wie das alles funktioniert. Es kam auch zu Auseinandersetzungen untereinander, und sie konnten sich am Anfang sprachlich wenig ausdrücken, da sie kaum deutsch sprachen.

Sehr häufig ernähren die Frauen ihre ganzen Familien, auch zuhause. Dadurch sind sie immensem Druck ausgesetzt und müssen viel Geld erwirtschaften. Sie dürfen hier nur als Selbständige arbeiten, haben keinen Verdienstnachweis und bekommen so auch keinen Wohnraum. Damit geraten sie relativ schnell über irgendwelche Männer in irgendwelche Abhängigkeitsformen – das kostet Geld. Das heißt, sie müssen, wenn auf dem Strich nichts läuft und sie wenig einnehmen, lange stehen – mitunter zehn Stunden oder länger. Da wird die eine oder andere auch Drogen konsumieren, um sich zu 'pushen'. Die osteuropäischen Frauen kommen häufig erst hier mit diesen Drogen in Berührung.

Man muss auch die Freier mit ins Boot holen. Nicht jede Frau, die dort lang geht, ist eine Prostituierte. Man kann schon gut erkennen, ob jemand da lang geht, weil sie gerade einkaufen möchte oder irgendwas anderes vorhat oder ob eine Frau ihre Dienste anbietet. Ich finde diese Unterschiede sollte der Mann im Blickfeld haben.

Diese Idee mit den Verrichtungsboxen finde ich gar nicht so schlecht, weil die Frauen dort auch einen gewissen Schutz haben. Ich habe mir die in Köln angeguckt. Durch dieses Irgendwohin-Fahren setzen sich die Frauen auch Gefahren aus, die man vermeiden könnte. Außerdem wollen die Frauen, auch wenn sie teilweise sehr offenherzig da stehen, nicht in der Öffentlichkeit den Sex verrichten. Manche gehen auf die Citytoilette, was nun wirklich nicht so ein attraktiver Ort ist. Vielleicht wäre einfach nur ein Parkplatz oder mal überhaupt einen Platz schön.

Alle Beteiligte müssen schauen, wie es miteinander geht. Man muss gegenseitig Toleranz üben, ein Arrangement finden. Jeder muss ein Stück weit sehen: 'Was kann ich dafür tun, dass es gut läuft?' Denn Verdrängung – das funktioniert nicht. Das lässt sich nicht verdrängen, das kommt drei Straßen weiter wieder zum Vorschein. Und wenn es dazu noch einen Platz gäbe, wo die Frauen wissen, da können sie hingehen, da gibt es eine Toilette, einen Müll-eimer, wie auch immer..., umso besser. Ich glaube jetzt nicht, dass der Bezirk das bezahlt, aber schön wäre es.



Frobenstraße Foto: Rolf Hemmerich

Nachbarschaft und Prostitution

Foto: Gerhard Haug

Keine von den Transen konsumiert Heroin. Nur, ohne Alkohol können die meisten den Job nicht machen. Sie wollen nachts auch diese Party-Brasilien-Stimmung aufkommen lassen, machen über ihre Handys Musik an. Dann ist eine betrunken und singt dazu, dann singen zwei, drei. Das ist natürlich laut. Und natürlich bleiben auch skurrile Szenen – zwei Männer gehen in Frauenklamotten kreischend in einer fremden Sprache, womöglich mit ihren Taschen, aufeinander los – nachhaltiger im Gedächtnis. Da entsteht schnell das Gefühl: 'die streiten sich immer'. Die ruhigeren Transen, die müssen es dann alles mit ausbaden. Wir haben viel Aufklärungsarbeit betrieben, haben gesagt: 'lasst euren Müll hier nicht liegen und macht die Handys leise'. Es bleibt ein Auf und Ab.

Helmut Wanner (47)
arbeitet seit 2004 als Sozialpädagoge bei
subway und macht zwei Mal die
Woche nachts Streetwork.

Das meiste wird bei den Transen im Stehen 'verrichtet'. Es reicht ein Busch, eine Hecke. Pensionen sind viel zu teuer. Sie brauchen auch keine Verrichtungsbox, keine Betten. Der Basketballplatz war super, der war mit Knöterich abgedichtet, nicht so weit weg und wenn jemand gewalttätig wurde, konnte man um Hilfe rufen. Irgendetwas in der Nähe, in der Form wäre sinnvoll. Es darf halt nichts kosten. Die Preise sind sehr in den Keller gegangen, das ist ein großes Problem.

Die Arbeit ist nicht ungefährlich. Neben Jugendgangs, die mit Eisenstangen, Baseballschlägern oder Fäusten auf die Transen losgehen, bespucken oder beschimpfen manche Freier – häufig auch Familienväter – sie, nachdem sie sich erst haben bedienen lassen. Es ist schon eine komische Doppelmoral vorhanden. Auf der einen Seite turnen die Transen viele Männer und offensichtlich auch diese Jugendlichen an. Auf der anderen Seite müssen die das dann mit Aggressionen und Gewalt abwehren und kompensieren.

Es bräuchte ein kontinuierliches und festes soziales Angebot, die Transen können nirgends hin. Dafür bräuchte es aber auch Sozialarbeiter mit entsprechendem Arbeitsauftrag und einer ausreichenden Finanzierung. Es kann auch ein Wohnwagen, ein Wohnmobil sein, wo sie sich umziehen, auf die Toilette gehen und sich schminken können. Es ist trotzdem sehr, sehr gut, dass wir dahin gehen. Wir sind die Einzigen, bei denen sie ihre Sorgen und Nöte wenigstens ein bisschen loswerden können, auch wenn wir gerne mehr und kontinuierlicher unsere Unterstützung anbieten würden. Vielleicht würde damit auch ein bisschen mehr Ruhe einkehren. Man sollte ihnen wenigstens eine Citytoilette hinstellen.



Helmut, Ali und Marc vom subway-Team Foto: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Ey, was machen die?
Warum stehen die
da 'rum,
kurze Röcke, es ist
doch kalt?!

Nora (18), Abiturentin und ihre Schwester
Nina (17), Schülerin



Foto: Gerorg Füll

Wir sind hier aufgewachsen. Die Frauen auf der Straße hat man schon immer gesehen. Daher war das für uns mehr oder weniger normal. Da unser täglicher Schulweg zum Französischen Gymnasium ab der 6. Klasse durch die Kurfürstenstraße führte, war der Anblick der Frauen und Mädchen, die hier stehen, irgendwann nichts ungewöhnliches mehr. Was die da treiben, haben wir dann irgendwie mitgekriegt.

Nora: Als wir ein bisschen älter waren, hat man sich vielleicht lustig gemacht, aber ich fand den Anblick jetzt nicht abstoßend oder so.

Nina: Als mir bewusst wurde, was die Frauen so treiben, fand ich es schon ein bisschen eklig, auch wenn ältere Damen so leicht bekleidet da 'rumstehen.

Nora: Andere Jugendliche, Freunde und Bekannte, die uns besuchen, finden es hier meistens aufre-

gend, im Gegensatz zu ihren Eltern. Schließlich ist die Kurfürstenstraße weltberühmt, also berühmt ist sie auf jeden Fall.

Nina: Zu abendlichen Schulveranstaltungen ist es eher unangenehm, diesen Weg zu gehen, weil du da manchmal von Freiern angesprochen wirst. Autofahrer halten an und fragen, wie viel du kostest, das ist schon ein bisschen unangenehm.

Nora: Solche Situationen versuche ich zu vermeiden und wähle deshalb eher Umwege. Aber insgesamt habe ich dem Geschehen gegenüber eine tolerante Haltung: Lass die mal machen!

Nina: Ich finde, Toleranz ist gut, aber sie kann auch übertrieben werden. Wenn es sehr viel mehr Prostituierte hier werden, dann würde mich das schon sehr stören.

Ich finde es hier im Kiez
komplett normal und
im Prinzip ganz
unproblematisch.

Richard (19), Abiturent mit seinem Bruder
Friedrich (15), Schüler



Foto: Gerorg Füll

Schließlich bin ich hier sozusagen neben dem Straßenstrich aufgewachsen und kenne es gar nicht anders. Meine Freunde allerdings wohnen in Heiligensee und anderswo und ich gehe hier auch nicht zur Schule, habe aber schon lange einen Job bei Woolworth in der Potsdamer Straße.

Ich mag die Gegend, auch wenn sie ein wenig schäbig und dreckig ist. Im Vergleich zu anderen Vierteln, zum Beispiel dem inzwischen schon blitzblanken aber immer langweiligeren Prenzlauer Berg, ist hier

viel mehr Lebendigkeit. Es passiert immer etwas. Die Leute sind irgendwie weniger hochnäsig.

Sie gehen eher aufeinander zu. Man trifft auf der Straße Nachbarn und redet miteinander.

Der Kiez und sein Strich sind irgendwie nach Berliner Art, nicht ganz so fein und poliert. Man lebt nach der Devise: Es ist eben so, machen wir das Beste draus.

Nachbarschaft und Prostitution

Ey, was machen die?
Warum stehen die
da 'rum,
kurze Röcke, es ist
doch kalt?!

Nora (18), Abiturentin und ihre Schwester
Nina (17), Schülerin



Foto: Gerorg Füll

Wir sind hier aufgewachsen. Die Frauen auf der Straße hat man schon immer gesehen. Daher war das für uns mehr oder weniger normal. Da unser täglicher Schulweg zum Französischen Gymnasium ab der 6. Klasse durch die Kurfürstenstraße führte, war der Anblick der Frauen und Mädchen, die hier stehen, irgendwann nichts ungewöhnliches mehr. Was die da treiben, haben wir dann irgendwie mitgekriegt.

Nora: Als wir ein bisschen älter waren, hat man sich vielleicht lustig gemacht, aber ich fand den Anblick jetzt nicht abstoßend oder so.

Nina: Als mir bewusst wurde, was die Frauen so treiben, fand ich es schon ein bisschen eklig, auch wenn ältere Damen so leicht bekleidet da 'rumstehen.

Nora: Andere Jugendliche, Freunde und Bekannte, die uns besuchen, finden es hier meistens aufre-

gend, im Gegensatz zu ihren Eltern. Schließlich ist die Kurfürstenstraße weltberühmt, also berühmt ist sie auf jeden Fall.

Nina: Zu abendlichen Schulveranstaltungen ist es eher unangenehm, diesen Weg zu gehen, weil du da manchmal von Freiern angesprochen wirst. Autofahrer halten an und fragen, wie viel du kostest, das ist schon ein bisschen unangenehm.

Nora: Solche Situationen versuche ich zu vermeiden und wähle deshalb eher Umwege. Aber insgesamt habe ich dem Geschehen gegenüber eine tolerante Haltung: Lass die mal machen!

Nina: Ich finde, Toleranz ist gut, aber sie kann auch übertrieben werden. Wenn es sehr viel mehr Prostituierte hier werden, dann würde mich das schon sehr stören.

Ich finde es hier im Kiez
komplett normal und
im Prinzip ganz
unproblematisch.

Richard (19), Abiturent mit seinem Bruder
Friedrich (15), Schüler



Foto: Gerorg Füll

Schließlich bin ich hier sozusagen neben dem Straßenstrich aufgewachsen und kenne es gar nicht anders. Meine Freunde allerdings wohnen in Heiligensee und anderswo und ich gehe hier auch nicht zur Schule, habe aber schon lange einen Job bei Woolworth in der Potsdamer Straße.

Ich mag die Gegend, auch wenn sie ein wenig schäbig und dreckig ist. Im Vergleich zu anderen Vierteln, zum Beispiel dem inzwischen schon blitzblanken aber immer langweiligen Prenzlauer Berg, ist hier

viel mehr Lebendigkeit. Es passiert immer etwas. Die Leute sind irgendwie weniger hochnäsig.

Sie gehen eher aufeinander zu. Man trifft auf der Straße Nachbarn und redet miteinander.

Der Kiez und sein Strich sind irgendwie nach Berliner Art, nicht ganz so fein und poliert. Man lebt nach der Devise: Es ist eben so, machen wir das Beste draus.

Nachbarschaft und Prostitution

Es ist schon eine aufregende Atmosphäre hier, also fahre ich öfter durch den Kiez.

Anonymus (45) und Freier



Kurfürstenstraße
Foto: Gerhard Haug

Ich bekenne: ich gehe gelegentlich ins Bordell oder auf den Strich, als Freier, um mit einem Mädchen Sex zu haben. Und hier auf der Kurfürstenstraße ist es wie in einem großen offenen Bordell, ich kenne die Straßen und Ecken. Es treibt mich hierher, immer wieder, das ist wie eine Droge. Ich lasse mich dann ansprechen, nehme Kontakt auf. Es sind immer wieder neue Gesichter, oft junge Gesichter da. Ich suche schöne Frauen, schaue ihnen ins Gesicht und warte auf den Kick.

Na ja, manchmal funkt es irgendwie. Natürlich ist mir vollkommen klar, dass ich mir da was vor mache. Den Frauen geht es schließlich ums Geldverdienen. Das ist auch Okay, ist mir in dem Moment aber egal. Sie wollen auch leben, vielleicht nicht ständig auf diese Weise. Aber ich bin nicht als 'social worker' unterwegs. Ich suche eine Frau, um mit ihr Sex zu haben, wie viele andere Männer auch; dafür muss ich zwar bezahlen, mich aber nicht rechtfertigen.

Es wäre schön, wenn auch der Straßenstrich als etwas ganz Normales wahrgenommen würde, dass die Mädchen, egal woher sie kommen, sich nicht irgendwie verstecken müssten.

Alle reden von Globalisierung und das am meisten Globalisierte ist doch der Strich.

Allerdings möchte ich auch keine kaputten, minderjährigen Fixerinnen sehen. Aber, bitte schön, Spießbürger möchte ich auch nicht sehen; und trotzdem tun sie mir nicht den Gefallen, aus dem Straßenbild zu verschwinden.

Deshalb: Jedem das Seine! Und ein bisschen mehr Toleranz, bitte schön!

Visionen? Habe ich jede Menge:

Weniger Verklemmtheit dem Sex gegenüber und nicht weiter so tun, als ob Sex etwas Schmutziges, Schmuddeliges wäre. Sex gehört zum Leben. Wer zu Hause nicht kocht, muss in ein Restaurant gehen und wer keine Frau hat, muss sich halt eine mieten. Im Restaurant schmeckt es vielleicht besser als zu Hause und mit den Mädchen ist es genauso.

Und noch was: Es sollte Räumlichkeiten geben, wo die Mädchen und Freier ihre lustvollen Geschäfte erledigen können, nicht nur irgendwo am Straßenrand eingeklemmt im Auto, obwohl das manche auch mögen. Stundenhotels, Sex-Boxen oder spezielle Appartements, wie auch immer...

Ich bin Freier, Nutzer
von Prostitution und
treffe mich gelegentlich
mit Prostituierten

Matthias Vernaldi (50) ist studierter Theologe, Autor, Aktivist der Behindertenbewegung



Foto: Rolf Hemmerich

Man muss sich als Freier nicht rechtfertigen. Prostitution ist seit über zehn Jahren eine legal angebotene Dienstleistung in Deutschland. Und die nehme ich gelegentlich in Anspruch, wie viele andere Männer auch. Als behinderter fünfzigjähriger Single in der Großstadt habe ich sonst wenig Gelegenheit zum Sex. Ich habe einige Mädchen kennen gelernt, die zunächst hier angeschafft haben, später dann von der Straße weg sind und nun in einem anderen Rahmen als Prostituierte arbeiten. Auch wenn ich für Sex bezahle, möchte ich nicht, dass die Frau nur ein Programm von sexuellen Handlungen abspult.

Den Straßenstrich der Kurfürstenstraße habe ich nur selten und schon vor langer Zeit genutzt, verfolge die Entwicklung aber mit Interesse. Neben Berichten von mir bekannten Frauen, die dort arbeiten oder gearbeitet haben, lese ich im Netz in Freier-Foren darü-

ber oder höre, was Bekannte, die dort als Kunden unterwegs sind, erzählen. Es hat enorme Veränderungen gegeben.

Der Drogenstrich war ja schon heftig, aber der ließ sich noch irgendwie 'regeln'. Die Menschen, die auf Droge sind und anschaffen gehen, sind Teil dieser Kultur. Ohne die Situation auf dem Kurfürsten-Strich ausreichend beschreiben zu können, habe ich doch den Eindruck, dass hier seit geraumer Zeit ein unsägliches Zusammentreffen stattfindet, das leicht zu Konflikten und Aggressionen führen kann. Frauen mit anderer Mentalität und anderen Gewohnheiten meist aus dem Südosten Europas, denen es anscheinend ausschließlich um schnelles Geldverdienen geht, treffen hier auf ortsansässige Freier, die nach dem unseligen Prinzip 'Geiz ist geil' handeln. Gegenseitige Missverständnisse sind hier vorprogrammiert.

Nachbarschaft und Prostitution

Es ist schon eine aufregende Atmosphäre hier, also fahre ich öfter durch den Kiez.

Anonymus (45) und Freier



Kurfürstenstraße
Foto: Gerhard Haug

Ich bekenne: ich gehe gelegentlich ins Bordell oder auf den Strich, als Freier, um mit einem Mädchen Sex zu haben. Und hier auf der Kurfürstenstraße ist es wie in einem großen offenen Bordell, ich kenne die Straßen und Ecken. Es treibt mich hierher, immer wieder, das ist wie eine Droge. Ich lasse mich dann ansprechen, nehme Kontakt auf. Es sind immer wieder neue Gesichter, oft junge Gesichter da. Ich suche schöne Frauen, schaue ihnen ins Gesicht und warte auf den Kick.

Na ja, manchmal funkt es irgendwie. Natürlich ist mir vollkommen klar, dass ich mir da was vor mache. Den Frauen geht es schließlich ums Geldverdienen. Das ist auch Okay, ist mir in dem Moment aber egal. Sie wollen auch leben, vielleicht nicht ständig auf diese Weise. Aber ich bin nicht als 'social worker' unterwegs. Ich suche eine Frau, um mit ihr Sex zu haben, wie viele andere Männer auch; dafür muss ich zwar bezahlen, mich aber nicht rechtfertigen.

Es wäre schön, wenn auch der Straßenstrich als etwas ganz Normales wahrgenommen würde, dass die Mädchen, egal woher sie kommen, sich nicht irgendwie verstecken müssten.

Alle reden von Globalisierung und das am meisten Globalisierte ist doch der Strich.

Allerdings möchte ich auch keine kaputten, minderjährigen Fixerinnen sehen. Aber, bitte schön, Spießbürger möchte ich auch nicht sehen; und trotzdem tun sie mir nicht den Gefallen, aus dem Straßenbild zu verschwinden.

Deshalb: Jedem das Seine! Und ein bisschen mehr Toleranz, bitte schön!

Visionen? Habe ich jede Menge:

Weniger Verklemmtheit dem Sex gegenüber und nicht weiter so tun, als ob Sex etwas Schmutziges, Schmuddeliges wäre. Sex gehört zum Leben. Wer zu Hause nicht kocht, muss in ein Restaurant gehen und wer keine Frau hat, muss sich halt eine mieten. Im Restaurant schmeckt es vielleicht besser als zu Hause und mit den Mädchen ist es genauso.

Und noch was: Es sollte Räumlichkeiten geben, wo die Mädchen und Freier ihre lustvollen Geschäfte erledigen können, nicht nur irgendwo am Straßenrand eingeklemmt im Auto, obwohl das manche auch mögen. Stundenhotels, Sex-Boxen oder spezielle Appartements, wie auch immer...

Ich bin Freier, Nutzer
von Prostitution und
treffe mich gelegentlich
mit Prostituierten

Matthias Vernaldi (50) ist studierter Theologe, Autor, Aktivist der Behindertenbewegung



Foto: Rolf Hemmerich

Man muss sich als Freier nicht rechtfertigen. Prostitution ist seit über zehn Jahren eine legal angebotene Dienstleistung in Deutschland. Und die nehme ich gelegentlich in Anspruch, wie viele andere Männer auch. Als behinderter fünfzigjähriger Single in der Großstadt habe ich sonst wenig Gelegenheit zum Sex. Ich habe einige Mädchen kennen gelernt, die zunächst hier angeschafft haben, später dann von der Straße weg sind und nun in einem anderen Rahmen als Prostituierte arbeiten. Auch wenn ich für Sex bezahle, möchte ich nicht, dass die Frau nur ein Programm von sexuellen Handlungen abspult.

Den Straßenstrich der Kurfürstenstraße habe ich nur selten und schon vor langer Zeit genutzt, verfolge die Entwicklung aber mit Interesse. Neben Berichten von mir bekannten Frauen, die dort arbeiten oder gearbeitet haben, lese ich im Netz in Freier-Foren darü-

ber oder höre, was Bekannte, die dort als Kunden unterwegs sind, erzählen. Es hat enorme Veränderungen gegeben.

Der Drogenstrich war ja schon heftig, aber der ließ sich noch irgendwie 'regeln'. Die Menschen, die auf Droge sind und anschaffen gehen, sind Teil dieser Kultur. Ohne die Situation auf dem Kurfürsten-Strich ausreichend beschreiben zu können, habe ich doch den Eindruck, dass hier seit geraumer Zeit ein unsägliches Zusammentreffen stattfindet, das leicht zu Konflikten und Aggressionen führen kann. Frauen mit anderer Mentalität und anderen Gewohnheiten meist aus dem Südosten Europas, denen es anscheinend ausschließlich um schnelles Geldverdienen geht, treffen hier auf ortsansässige Freier, die nach dem unseligen Prinzip 'Geiz ist geil' handeln. Gegenseitige Missverständnisse sind hier vorprogrammiert.

Nachbarschaft und Prostitution

Die Frauen kommen zu
uns aus Fürsorge für
den eigenen Körper
– die Männer
kommen aus Angst
und mit schlechtem
Gewissen.

Dr. med. Runa Speer (38) arbeitet seit Mai 2011
im 'Zentrum für sexuelle Gesundheit' in der
Potsdamer Straße 65

Wir sind umgezogen und erst seit kurzem in den neu eingerichteten Räumen. Sie bieten sehr gute Voraussetzungen für unsere Arbeit: die Beratung und Untersuchungen für Männer und Frauen in Sachen sexuell übertragbare Infektionen, und zwar anonym und auf freiwilliger Basis. Unsere extra eingerichtete Abendsprechstunde wird von den Sexarbeiterinnen aus der Kurfürstenstraße intensiv genutzt.

Seit dem das Bundesseuchengesetz vom Infektionsschutzgesetz abgelöst wurde, gibt es nicht mehr den Zwang für die SexarbeiterInnen sich untersuchen zu lassen, also auch keine Dokumentationspflicht, den sogenannten Bockschein, mehr. Bock bezeichnet hier den gynäkologischen Untersuchungsstuhl. Dieser notwendige Schein bot sowohl Freiern als auch den 'Freunden', den Zuhältern die Möglichkeit, die Prostituierten stark unter Druck zu setzen: 'Du zeigst mir erst diesen Schein und dann können wir loslegen!' Wir geben auch deshalb bis heute nie schriftliche Ergebnisse heraus.

Der Schwerpunkt unserer Arbeit liegt auf der Stärkung der Eigenverantwortung. Wir empfehlen den Frauen, regelmäßig zu kommen und sich untersuchen zu lassen. Und wenn man dann im Gespräch darauf hinweist und erklärt, wie wichtig die Fürsorge für den eigenen Körper ist, dann verstehen das die Frauen und gehen auch gut mit sich um. Wichtig in den Gesprächen ist immer die Prävention: Körperverständnis und Ansteckungswege, Hygiene-Maßnah-



Foto: Gerhard Haug

men, Kondomgebrauch sowie ein verantwortungsvoller Umgang mit der Sexualität. Das gilt genauso für die Männer, die aus allen Altersstufen und Bevölkerungsschichten zu uns kommen. Bei ihnen ist es oft die Angst, sich mit etwas angesteckt zu haben und/oder das schlechte Gewissen. Und sie haben oft massive Hemmungen, darüber zu sprechen.

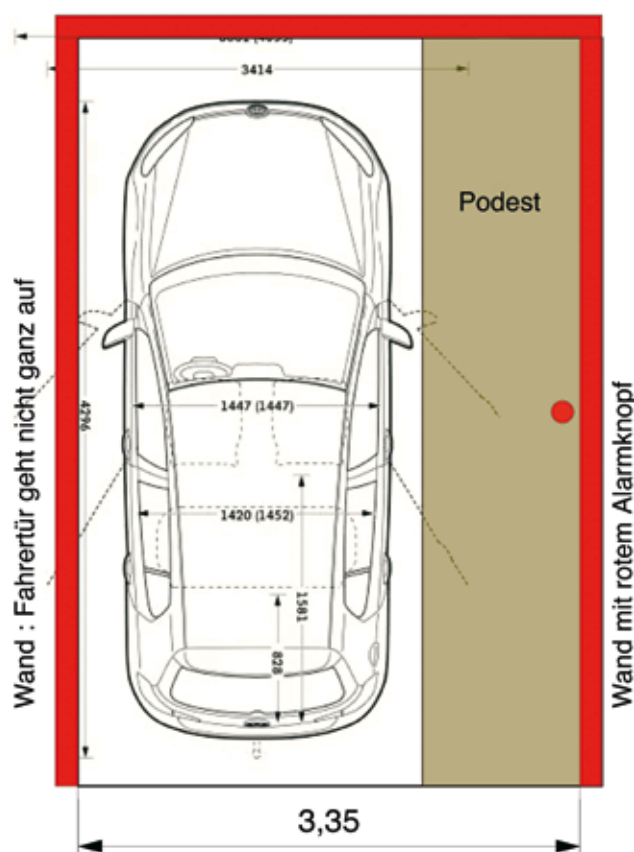
Im Sinne der Frauen würde ich mir wünschen, dass sie eine Stärkung in ihrem Selbstbewusstsein erfahren, dass sie unabhängiger werden z.B. von dem Druck, der von anderen Personen auf sie ausgeübt wird. Man müsste Sprachkurse und Integration betreiben. Es müsste ihnen eine Perspektive geboten werden, entweder in diesem Beruf einen gesicherten Status zu erreichen oder eine gute und einfache Ausstiegsmöglichkeit. Allerdings haben manche Frauen auch wenig Möglichkeiten, aufgrund ihrer schwierigen Situation, und dadurch auch wenig Motivation, sich selbst um ihr weiteres Leben zu kümmern, zum Beispiel mal Geld zu sparen oder eine Versicherung abzuschließen.

Ich fände es darüber hinaus schön, wenn auch die Gruppe der Freier und Kunden in Präventionsmaßnahmen einbezogen werden könnte. Das ist ja eine ganz schwierig zu erreichende Gruppe mit vielen wechselnden Sexualkontakten und wenig Einsicht in die Notwendigkeit von Schutzmaßnahmen.

Information: Was sind POP- oder Verrichtungsboxen?

Verrichtungsboxen ähneln einer Garage und bieten Prostituierten die Möglichkeit dort, geschützt vor fremden Blicken, ihre Freier zu bedienen. Die Kunden fahren mit ihren Autos in die Box. Die Frauen haben im Notfall Platz, um das Auto zu verlassen. Es gibt auch Container für Freier ohne Auto. Oftmals werden Verrichtungsboxen durch sanitäre Einrichtungen für die Prostituierten ergänzt. ...

siehe auch: <http://de.wikipedia.org/wiki/Verrichtungsbox>



Grafik: © Volkmar Nickol Architekt 2012

Nachbarschaft und Prostitution

Wir müssen es einfach
hinnehmen.
Es ist ein
Wirtschaftszweig,
der da ist.

Henry Maiwald (61)
Leiter des Präventions- und Ermittlungsteams
des Polizeiabschnittes 41 kennt den Kiez seit
den siebziger Jahren, arbeitet dort seit den
Neunzigern.



Foto: Gerhard Hauo

In den Neunziger Jahren gab es die Beschwerden über Spritzen, sonstige Hinterlassenschaften und kollabierte Junkies, die herumlagen, eben über die sichtbaren Auswirkungen der Drogenszene – aber nicht über die Prostitution. Die bestand damals aus billigem Sex und jungen, drogenabhängigen Frauen, die Geld brauchten. Wir hatten dann über Jahre hinweg einen ziemlich guten Status Quo.

Es veränderte sich mit der Osterweiterung. Da fing es an. Es gab dann einfach zu viele Frauen auf dem Strich, Revierkämpfe, Aggressionen und Lärm. Parallel dazu wurde die Mietpreisbindung aufgehoben. Schöneberg wurde interessant für bestimmte Kreise, für Leute mit einem anderen Status und entsprechendem Geld, die sagen: 'Das will ich hier nicht, Polizei nun mach mal'. Die Mieterhöhungen folgen. Und dann passiert der Wegzug der Leute, die es eher hingenommen haben oder die es nicht gestört hat. Das ist eine Welle, die schiebt sich langsam voran.

Wir können einen etablierten Strich nicht an einen anderen Ort verschieben, denn das Gesetz sagt: Prostituierte dürfen da stehen. Und Prostitution ist erlaubt. Wir müssen uns also immer sagen: Worum geht es?

Dass die Frauen inzwischen teilweise nackig da stehen – okay, das kann man verändern. Dass sie zu laut sind – das kriegt man schon nicht mehr so gut hin. Denn die lärmten ja nicht stundenlang, das sind immer

nur Ausschläge. Und Lärm muss man zuordnen. Man kann die Prostitution in Vorgärten und Hausfluren mit bestimmten Maßnahmen angehen: Hausflure zumachen, Gebüsch herunter schneiden, Sichtachsen schaffen. Man kann es auf ein bestimmtes Level herunterfahren. Aber das wird nicht die Prostitution beseitigen.

Und Maßnahmen wie zum Beispiel eine komplette Sperrung der Frobenstraße sorgen nur dafür, dass die Bülowstraße und irgendwelche Nebenstraßen noch voller werden und dann sitzen wir wieder mit anderen Leuten an den gleichen Tischen. Die Erfahrung zeigt, wenn sie ein Problem beseitigt haben, kommt das nächste – die Leute setzen nach.

In diesem Bezirk hier gibt es kein Ausweichen. Ich tendiere dazu, einen Status Quo zu halten, der beiden Seiten Luft zum Atmen lässt. Dazu gehört natürlich auch Toleranz. Verständnis für die andere Seite. Das ist sehr schwer, weil die Leute alle Eigeninteressen haben.

Meine Aufgabe ist häufig zu sagen: die Polizei hat hier keine Eingriffsbefugnisse. Es gibt kein Gesetz. Die bestehenden rechtlichen Möglichkeiten haben wir ausgeschöpft, ausländerrechtlich, verkehrsrechtlich, steuerrechtlich. Letztlich muss man fragen: Was ist politisch möglich?



U-Bahnhof Bülowstraße/Bülowecke. Kolorierte Postkarte nach einem Motiv von 1915. Mit Genehmigung des Museum Tempelhof-Schöneberg von Berlin (MTS). Inventar-Nr.: Bü-25

A portrait of a man with a beard and glasses, wearing an orange V-neck shirt. He is standing outdoors in front of a building with a sign that says 'aut'. There are cars and a blue trash can in the background.

In den sieben Jahren, die ich hier arbeite, hat die Verschmutzung fortwährend zugenommen. Der meiste Müll entsteht am Wochenende. Die Kurfürstenstraße hat die Reinigungsklasse Eins. Das bedeutet, dass die BSR sieben Mal die Woche reinigt, also täglich. Da die Genthinerstraße die Reinigungsklasse Drei hat, reinigen wir hier drei Mal die Woche. Ich persönlich reinige vorwiegend mit dem Handbesen. Da ich aber auch Reserve-Kraftfahrer bin, fahre ich auch mal den Reinigungswagen.

Mit den Prostituierten habe ich eigentlich keinen Kontakt, weil ich deren Sprache nicht verstehe. Manchmal gibt es ein „Hallo“, man kennt sich ja schließlich

Helmut Millan
ist Anwohner und Geschäftsführer von
Berlin-Rikscha-Tours

Allerdings befindet sich der Straßenstrich um die Kurfürstenstraße in einer Gegend, in der es wenig Sehenswürdigkeiten gibt. Hier bieten sich für Rikschafahrer wenig Möglichkeiten, sich als Stadtkultur-

Rene Wagner (42),
arbeitet seit fast sieben Jahren als
Reinigungskraft der BSR im Gebiet
Kurfürsten- und Genthinerstraße

Es gäbe schon Möglichkeiten, mir die Arbeit zu erleichtern. Man könnte z.B. mehr Mülleimer aufstellen. Es müsste dann allerdings noch eine intensivere Aufklärung stattfinden, denn die Damen schmeißen ihren Dreck oft direkt daneben hin. Die Leute wissen anscheinend oft nicht, was man in die Mülleimer werfen darf.

Hingegen scheint die kostspielige Zerstörung von Mülleimern eher das Werk von »Halbstarken« zu sein, die nachts aus den Diskotheken in der Potsdamer Straße kommen.

Mir und meiner Arbeit würde es wirklich helfen, wenn frühmorgens mal eine Stunde am Straßenrand kein Auto stehen würde, so wie in Amerika. Da gibt es immer so Tage, an denen Parkverbot besteht. Mit diesem zeitweisen Parkverbot könnte man es auch hier machen. Dann könnte man mal schön die Straßenkante und die sonst zugestellten Parkflächen richtig sauber machen.



Foto: Gerhard Haug

Führer zu zeigen. Einen Freier, der sich per Rikscha ein Mädchen sucht, habe ich noch nicht gehabt. Die Mädchen auf dem Strich hingegen nehmen uns Rikscha-Fahrer durchaus positiv wahr. Vielleicht finden sie die Freier-Suche per Rikscha ja interessant?

Alle Bemühungen, den Straßenstrich zu vertreiben, werden wohl vergebens sein. Er wird an anderer Stelle wieder auftauchen. Über ein Laufhaus, wie einst geplant, müsste man nachdenken. Die Frauen wären darin sicher geschützter. Der Straßenstrich ist ein Teil der Stadt, besonders der Großstadt. Die Prostitution zu verstecken, löst die Probleme auch nicht. Und ein bisschen St. Pauli in Berlin, das wäre gar nicht schlecht, ob das dann in der Kurfürstenstraße wäre, lasse ich einmal dahin gestellt.

A portrait of a man with a beard and glasses, wearing an orange V-neck shirt. He is standing outdoors in front of a building with a sign that says 'aut'. There are cars and a blue trash can in the background.

In den sieben Jahren, die ich hier arbeite, hat die Verschmutzung fortwährend zugenommen. Der meiste Müll entsteht am Wochenende. Die Kurfürstenstraße hat die Reinigungsklasse Eins. Das bedeutet, dass die BSR sieben Mal die Woche reinigt, also täglich. Da die Genthinerstraße die Reinigungsklasse Drei hat, reinigen wir hier drei Mal die Woche. Ich persönlich reinige vorwiegend mit dem Handbesen. Da ich aber auch Reserve-Kraftfahrer bin, fahre ich auch mal den Reinigungswagen.

Mit den Prostituierten habe ich eigentlich keinen Kontakt, weil ich deren Sprache nicht verstehe. Manchmal gibt es ein „Hallo“, man kennt sich ja schließlich

Helmut Millan
ist Anwohner und Geschäftsführer von
Berlin-Rikscha-Tours

Allerdings befindet sich der Straßenstrich um die Kurfürstenstraße in einer Gegend, in der es wenig Sehenswürdigkeiten gibt. Hier bieten sich für Rikschafahrer wenig Möglichkeiten, sich als Stadtkultur-

Rene Wagner (42),
arbeitet seit fast sieben Jahren als
Reinigungskraft der BSR im Gebiet
Kurfürsten- und Genthinerstraße

Es gäbe schon Möglichkeiten, mir die Arbeit zu erleichtern. Man könnte z.B. mehr Mülleimer aufstellen. Es müsste dann allerdings noch eine intensivere Aufklärung stattfinden, denn die Damen schmeißen ihren Dreck oft direkt daneben hin. Die Leute wissen anscheinend oft nicht, was man in die Mülleimer werfen darf.

Mir und meiner Arbeit würde es wirklich helfen, wenn frühmorgens mal eine Stunde am Straßenrand kein Auto stehen würde, so wie in Amerika. Da gibt es immer so Tage, an denen Parkverbot besteht. Mit diesem zeitweisen Parkverbot könnte man es auch hier machen. Dann könnte man mal schön die Straßenkante und die sonst zugestellten Parkflächen richtig sauber machen.



Führer zu zeigen. Einen Freier, der sich per Rikscha ein Mädchen sucht, habe ich noch nicht gehabt. Die Mädchen auf dem Strich hingegen nehmen uns Rikscha-Fahrer durchaus positiv wahr. Vielleicht finden sie die Freier-Suche per Rikscha ja interessant?

Alle Bemühungen, den Straßenstrich zu vertreiben, werden wohl vergebens sein. Er wird an anderer Stelle wieder auftauchen. Über ein Laufhaus, wie einst geplant, müsste man nachdenken. Die Frauen wären darin sicher geschützter. Der Straßenstrich ist ein Teil der Stadt, besonders der Großstadt. Die Prostitution zu verstecken, löst die Probleme auch nicht. Und ein bisschen St. Pauli in Berlin, das wäre gar nicht schlecht, ob das dann in der Kurfürstenstraße wäre, lasse ich einmal dahin gestellt.

Nachbarschaft und Prostitution

Wir leben hier damit,
es ist nun mal ein
gemischter Bezirk,
auch ein Wohnbezirk.
Das macht ein bisschen
das Problem aus.

Andreas Fuhr (62)
lebt seit 1990 im Kiez und ist Pfarrer der
Zwölf Apostel Gemeinde in
der Kurfürstenstraße.



Foto: Gerhard Haug

Die Prostitution im Kiez ist nach der Wende sprunghaft angestiegen, sodass ein Runder Tisch einberufen wurde, der anfangs im Gemeindesaal der Kirche stattfand. Hier wurden Kontakte zu Hilfseinrichtungen geknüpft. Dadurch entstand auch die 'Mittwochsinitiative' unserer Kirche, die sich vor allem um die AIDS-Prävention kümmert. Es gab damals eine deutliche räumliche Trennung zwischen 'Drogenprostitution' und 'echter Prostitution'. Und diese befand sich durch die Hilfseinrichtungen in einem guten Gleichgewicht. Das änderte sich dann 2009 mit dem Zuzug der Prostituierten aus Rumänien, Bulgarien, Ungarn. Es ist eher eine Armutsprostitution. Auch das Erscheinungsbild und das Verhalten der Frauen hat sich gewandelt. Ihre Situation hat sich schon verschärft, man kann ab und zu sehen, dass sie irgendwie unter Druck stehen, auch durch die Männer, die sie permanent beobachten. Aber nicht nur die Situation der osteuropäischen Prostituierten ist problematisch, sondern auch die der Transvestiten in der Frobenstrasse, weil sie von den anderen Prostituierten nicht akzeptiert werden und durch das Raster der Hilfsorganisationen fallen.

Es stören vor allem die benutzten Kondome, der Autoverkehr durch die Freier, der öffentliche sexuelle Verkehr – weniger herumliegende Spritzen. Es gibt immer wieder eine Art Exhibitionismus seitens der Freier, das haben wir hier öfter hinter der Kirche. Dabei gibt es natürlich nicht 'den' Freier, gerade hier am Straßenstrich: Man denkt, wenn die Kunden Geld haben, gehen sie in ein schickes Bordell. Nur halten hier alle Autos, und es sind auch Männer hier, die könnten sich etwas anderes leisten.

Eine Lösung ist der Spritzentausch für Drogenabhängige, der unter anderem auch von uns organisiert wird. Dadurch kann verhindert werden, dass die Spritzen in Parks, auf Spielplätzen und Schulhöfen offen herumliegen. Eine andere ist der Einsatz von Dolmetschern für die ausländischen Prostituierten. Damit kann den Prostituierten erklärt werden, wie hier die Gepflogenheiten sind.

Prostitution sollte in bestimmten Quartieren bleiben, es sollte einen Ort dafür geben. Es wäre mal ein innovativer Schritt zu sagen, wir machen ein kommunales Bordell auf. Die Stadt könnte doch ein solches betreiben, mit zwei, drei Bediensteten, die für Sauberkeit und Ordnung sorgen. Die Prostituierten könnten dann eine angemessene Miete zahlen. Damit wäre auch der öffentliche Sexualverkehr von der Straße. Auch dezentrale, kleinere Bordelle wären doch prinzipiell eine Lösung, jedoch kein einzelnes großes, wie es geplant war.

Es wäre wirklich zu begrüßen, wenn Möbel Hübner und das Land Polen ihre Grundstücke zur Verfügung stellen würden, um den gesamten Platz für das Gemeinwesen attraktiver gestalten zu können. Städtebaulich ist das eine echte Schwelle, an der wir nicht vorbeikommen. Es ist wirklich eine Ödnis. Man muss natürlich auch ein bisschen aufpassen. Der Reiz, der Charme, den der Kiez hat, liegt ja gerade in seiner Mischung. Das muss irgendwie erhalten bleiben – ohne Verdrängungen. Sonst hat man hier bald eine Prenzlauer Berg-Filiale oder irgendwie so etwas. Da wäre nichts gewonnen.



Bernd Weiß von der Mittwoch-Initiative e.V. bei der Essens- und Kondomausgabe Foto: Gerhard Haug



Nachbarschaft und Prostitution

Cornelia G. und ihr Lebensgefährte wohnen seit etwa 6 Jahren in der Potsdamer Straße.

Foto: Gerhard Haug

Das Profil der Mädchen, die da stehen, hat sich geändert, auch das Profil der Aufpasser. Mir ist es vollkommen egal, woher die Mädels kommen, ob aus Nordeuropa, Südeuropa oder Afrika. Es sind ja durchaus auch ansehnliche Mädchen da, finde ich.

Ich hätte mir eigentlich gewünscht, auch wenn viele Menschen jetzt 'Buuh' rufen, wenn ich das sage, dass das Laufhaus zustande kommt, weil man dann wahrscheinlich die Mädels von der Straße bekommen hätte, die dann in dem sogenannten Laufhaus ihre Geschäfte hätten erledigen können.

Wir werden in Berlin sicher keinen Sperrbezirk schaffen können, aus unterschiedlichen Gründen. Ich würde da eher für Sperrzeiten plädieren, dass man es einschränkt auf abends zwanzig, einundzwanzig Uhr bis morgens gegen sechs Uhr.



Ton Belowskey, Kurpot, 2012, Foto-Collage

Nachbarschaft und Prostitution

Ich kenne die Ecke in- und auswendig!

Sulaf Ahmed (33)
führt seit zehn Jahren das Geschäft (REWE) in
der Potsdamer Straße 128, das er von seinem
Vater übernommen hat.



Foto: Gerhard Haug

Ich engagiere mich für den Kiez, bin im Vorstand der 'Interessengemeinschaft Potsdamer Straße' und beliefe die Zwölf-Apostel-Gemeinde, die 'Mittwochsinitiative', regelmäßig mit Lebensmittelspenden für den Mittagstisch. Ich bin in der Woche an die siebzig Stunden hier und kenne eigentlich alle Institutionen, kenne auch den Straßenstrich, die Zuhälter und die 'Damen' – von alt und arm bis reich und jung – alle kommen zu mir, um Lebensmittel einzukaufen, manche einmal im Monat, manche jeden Tag. Ich bin natürlich interessiert daran, dass Bürger und Familien hierher kommen bzw. hier nicht wegziehen, also Leute, die hier Geld ausgegeben.

Seit zehn Jahren gibt es große Veränderung im Kiez in mehreren Bereichen. Die Entwicklung im Tourismus seit der Fußball-WM 2006 finde ich positiv, seitdem haben neue Hotels eröffnet und die Touristen sind bis spät abends auf der Straße. Durch sie gibt es einen Kundenzuwachs im Laden. Und: Obwohl der Tagesspiegel weggezogen ist, gibt es immer noch viele Büros in der Umgebung und mittags kaufen die Angestellten im Laden ein.

Im Laden haben wir eher mit Diebstählen zu tun. Mit den Prostituierten selbst gibt es eigentlich keine Schwierigkeiten – außer ab und an mit den Junkie-Prostituierten. Die Mädels klauen aber nur für sich was – mal einen Joghurt, ein Brötchen, das tut nicht so weh – aber die dazugehörigen Männer packen sich im Laden den Rucksack mit Schnaps für 40

Euro innerhalb von einer Minute voll. Den verkaufen sie dann. Es handelt sich um ein Dauerproblem, denn mit denen kann man nicht reden.

Negativ finde ich nur, dass das Rotlichtmilieu zu-
genommen hat. Seit der Fußball-WM 2006 stehen
mehr Frauen auf dem Strich, vor allem Rumäninnen
und Bulgarinnen. Deswegen bin ich auch gegen das
LSD und das Laufhaus. Das Ganze wird hier sonst
zu einem 'Rotlichtpunkt' in Berlin. Das zieht alles
andere hinter sich her. Es würde auch die derzeitige
Mischung in der Anwohnerschaft gefährden.

Mich stört auch die aggressive Ansprache der Frauen, was früher so nicht der Fall war. Was die Sozialarbeiterinnen von 'Olga' machen, ist gut. Nur ist das eine Seite, wir brauchen auch Gesetze! Vor allem Gesetze, die die Prostitution tagsüber untersagen und die verhindern, dass Prostituierte vor den Kitas stehen. Hier gibt es so viele Kinder, die müssen das doch nicht immer sehen.

Der Strich soll ja gar nicht weg, aber wir brauchen tagsüber eine Sperrzeit. Da es an Plätzen fehlt, wo die Prostituierten dann nachts ihr Geschäft mit den Freiern erledigen können, ohne die Anwohner zu stören, sollte man Sperrzeiten mit solchen Orten, wo das dann eben geht, kombinieren. Da wäre es schön, wenn uns von Senatsseite geholfen würde - auch damit sich hier mehr 'normale' Gewerbetreibende ansiedeln und den hohen Ladenleerstand in der Potsdamer Straße beenden.



Potsdamer Straße Foto: Gerhard Haug



Kurfürstenstraße Foto: Rolf Hemmerich

Nachbarschaft und Prostitution

Die Prostitution im Kiez ist ein Teil der hier gewachsenen Urbanität

Wiebke Holtmann und Georg Füll
wohnen seit über 20 Jahren im Kiez.



Foto: Wiebke Holtmann

Der Kiez und die Menschen im Kiez haben sich in den letzten Jahrzehnten – seit den Achtzigern – sehr verändert. Nach Aussagen früherer Anwohner muss der Kiez in den frühen Achtziger Jahren im damals noch 'heilen Westberlin' eine heimelige Ecke gewesen sein, wo die Anwohner mit den Prostituierten in Frieden gelebt haben. Auch die Mädels waren hier zuhause. Sie hatten ihre festen Stell- und Arbeitsplätze. Man kannte sich und vertraute einander. Und damit hatte keiner ein Problem.

Der Bezirk rund um die Potsdamer Straße war eine überaus lebendige Gegend und hatte schon immer starke Anziehungskraft für Touristen, ausgeflippte Westdeutsche, Abenteurer, ausgerissene Jugendliche, Hausbesetzer und eben Prostituierte.

Heute, Jahre nach dem Zusammenbruch der DDR und dem Verschwinden der Mauer, sieht alles ganz anders aus. Langjährige Anwohner sind weg gezogen. Es entstehen Billighotels. Billigtouristen kommen. Die Prostitution weitet sich zeitweise fast auf das gesamte Gebiet um die Potsdamer Straße, Bülowstraße, Frobenstraße und Kurfürstenstraße aus, wird zur reinen Straßenprostitution, wird »multikulturell« und für viele Freier zum Low-Budget-Strich. Der Kiez insgesamt hat sich wohl angepasst: Wir haben hier fast nur noch Billigware, in den Geschäften und auf der Straße. Der Kiez hat keinen Aufstieg hinter sich, für uns ist er tiefer gesunken.

Und trotz alledem! Er hat seine große Anziehungskraft und Ausstrahlung in vielerlei Hinsicht gewahrt, ist so pittoresk wie eh und je. In unmittelbarer Nähe zum Straßenstrich siedeln sich jetzt Galerien an, arbeiten Künstler in ihren Ateliers. Das ist sogar im fernen Amerika angekommen: Die New York Times hat letzters die Potsdamer Straße als Kulminationspunkt moderner Kunst bezeichnet.

Und für die Anwohner gilt sicher: wenn du in einem solchen Bezirk wohnst, wo auch Prostitution stattfindet, dann entsteht dort auch eine größere persönliche Unabhängigkeit als in kleinstädtischer Enge und mehr Freiheit und Toleranz auch allen anderen gegenüber. Wenn der Strich schon vor der Haustür stattfindet, dann kann man eigentlich alles machen, ohne den erhobenen moralischen Zeigefinger ständig vor Augen zu haben. Man fühlt sich freier.

Leider gibt es hier, an der Nahtstelle zweier Bezirke, offensichtlich keinerlei übergreifende städteplanerischen Ideen. So slumt der Kiez vor sich hin. Wenn man Urbanität erhalten will, dann darf man die Entwicklung nicht allein dem großen Geld und der Spekulation überlassen.



Foto: Georg Füll

Nachbarschaft und Prostitution



Foto: Gerhard Haug

Als wir nach Berlin gezogen sind, habe ich mir nur zwei Wohnungen angeschaut und dann die zweite gleich bekommen. Die Wohnung ist echt schön und die Lage einfach perfekt. Dann haben wir gleich nach dem ersten Versuch auch einen Kita Platz um die Ecke bekommen. Ich habe in der kurzen Besichtigungszeit natürlich nicht viel vom Milieu mitbekommen, aber das stört mich auch heute nicht so. Das Alles wirklich perfekt zusammen läuft, gibt es sowieso nicht.

Im ersten Jahr war es ziemlich schlimm mit dem Dreck: Kondome, Tütchen, Kot zwischen den Autos. Aber das hat sich gegeben, jetzt sehe ich relativ selten die benutzten Kondome auf der Straße. Mir stechen eher die Glasscherben ins Auge, die können aber auch von Jugendlichen oder Erwachsenen sein, die findet man gerade am Samstag-/Sonntagmorgen. Ich schaue halt bei den Spielplätzen ob alles sicher und okay ist, aber das würde ich auch an anderen Plätzen oder in anderen Städten machen. Ich leide darunter nicht, das kann ich so nicht sagen. Ich lebe wirklich gerne hier, es hat viele Vorteile.

Was mich wirklich betroffen macht, ist die Situation der Prostituierten. Wenn ich sehe, dass sie sich mehr oder weniger prostituieren müssen, sie in ihrer Lebensgestaltung keine, nicht mal eine gewisse Freiheit haben und unsere reiche Gesellschaft nicht in der Lage ist, da etwas anderes anzubieten, das finde ich wirklich problematisch.

Man muss sich einfach auch davon frei machen, wenn alle schimpfen, immer wie so ein Spatz mitzuschimpfen.

Matthias Lehmann (36)
lebt seit gut drei Jahren in der Zietenstraße, ist Elternvertreter in der Kita 'Haus der Kinder' und hat einen dreieinhalbjährigen Sohn.

Wenn ich von den Frauen angesprochen werde, dann reagiere ich halt, sage: nein danke. Aber das tut mir nicht weh. Manche der Prostituierten kennen mich auch vom Sehen her, auch meine Frau und meinen Sohn. Wenn man das Alles nicht haben möchte, muss man auf das Dorf ziehen. Da komme ich her und dort ist es auf eine ganz andere Art und Weise deprimierend.

Ich denke nicht, dass man einem Kind etwas vormachen sollte. Mein Sohn, egal wie alt er ist, kann fragen. Man kann ihm das Alles sicher nicht jetzt mit dreieinhalb Jahren in seiner ganzen Komplexität erklären, aber er kann fragen und bekommt angemessene Antworten. Es ist eben ein Teil unsere Gesellschaft. Alle Menschen haben ihre Beschäftigung und Prostitution ist eine mögliche Form wie sie eben ihren Alltag verbringen. Das Leben ist halt nicht immer so wie man es sich vielleicht gewünscht hat.

Man sollte unbedingt Orte schaffen, wo sich die Leute aus dem Viertel besser begegnen können. Es gibt schon Angebote, aber dort kommen dann doch wieder nur die Leute hin, die sowieso aktiv sind und erreicht die anderen nicht. Da müsste man noch mal schauen. Es wäre gut, wenn man das langfristig und übergreifend gestalten könnte, um sich besser gegenseitig kennenlernen und unterstützen zu können.



Soziale Einrichtungen: Kita 'Haus der Kinder', Jugendeinrichtung 'Villa Schöneberg' und Familientreffpunkt in der Kurmärkischen- und Frobenstraße Foto: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Foto: Gerhard Haug

Die Potsdamer Straße war für mich schon immer in der Schwebelage. Als ich den Laden übernommen habe und die Mauer noch war, haben wir alle von der Westberliner Idylle profitiert. Dann fiel die Mauer und es entstand der Potsdamer Platz. Vieles war plötzlich weg und anders und man musste wieder neu anfangen. Hier ist ständig ein Wechsel, positiv wie negativ: Die Potsdamer Straße stirbt alle Jahre und lebt doch weiter. Filme wurden hier gedreht und Bücher über die Geschichte der Straße geschrieben.

Die Potsdamer Straße stirbt alle Jahre und lebt doch weiter.

tronomie, daneben zwölf Bäcker und acht Friseure nebst Maniküre und Pediküre, ansonsten fast nur Billigläden und einige Einkaufsmöglichkeiten. Attraktivität sieht anders aus. Und dieses triste Bild wird noch wesentlich deutlicher, wenn man in die angrenzende Kurfürstenstraße einbiegt. Dort ist nichts außer dem Straßenstrich, den dazu gehörenden Cafés, ein paar kleinen Läden. Dorthin zieht es die Leute, wenn sie ihre 'Geschichten' anbahnen wollen.

Deshalb sage ich: Am Tage sollte hier ganz normales Wohnen, Einkaufen, Bummeln möglich sein. Die Situation im Moment hindert Geschäftsleute eher, die hier investieren würden, sich zu öffnen, Initiative zu ergreifen. Einerseits gibt es viel Leerstand, Lücken, die gefüllt werden könnten, andererseits hindert sie der Straßenstrich. Deshalb bin ich für Sperrzeiten. Am Tage müsste die Prostitution von der Straße verschwinden. Sie müsste auf die Nachtzeit beschränkt werden: etwa von zehn Uhr abends bis sechs Uhr am Morgen.

Berliner Prostituierte 1907 und 1976

'Komm mit Schatz!'
'Kleener, komm doch!'

(‘Das Berliner Dirnentum’ (1907) von Hans Ostwald aus: »Vergnügungsgewerbe rund um den Bülowbogen« S.8)

Prostituierte vor einem Hotel in der Potsdamer Straße, Mai 1976.
Fotograf: Wolfgang Albrecht. Mit Genehmigung des Landesarchivs
Berlin. Inventar-Nr.: 189374

Nachbarschaft und Prostitution

Foto: Gerhard Haug

Die Potsdamer Straße war für mich schon immer in der Schwebelage. Als ich den Laden übernommen habe und die Mauer noch war, haben wir alle von der Westberliner Idylle profitiert. Dann fiel die Mauer und es entstand der Potsdamer Platz. Vieles war plötzlich weg und anders und man musste wieder neu anfangen. Hier ist ständig ein Wechsel, positiv wie negativ: Die Potsdamer Straße stirbt alle Jahre und lebt doch weiter. Filme wurden hier gedreht und Bücher über die Geschichte der Straße geschrieben.

Die Potsdamer Straße stirbt alle Jahre und lebt doch weiter.

tronomie, daneben zwölf Bäcker und acht Friseure nebst Maniküre und Pediküre, ansonsten fast nur Billigläden und einige Einkaufsmöglichkeiten. Attraktivität sieht anders aus. Und dieses triste Bild wird noch wesentlich deutlicher, wenn man in die angrenzende Kurfürstenstraße einbiegt. Dort ist nichts außer dem Straßenstrich, den dazu gehörenden Cafés, ein paar kleinen Läden. Dorthin zieht es die Leute, wenn sie ihre 'Geschichten' anbahnen wollen.

Deshalb sage ich: Am Tage sollte hier ganz normales Wohnen, Einkaufen, Bummeln möglich sein. Die Situation im Moment hindert Geschäftsleute eher, die hier investieren würden, sich zu öffnen, Initiative zu ergreifen. Einerseits gibt es viel Leerstand, Lücken, die gefüllt werden könnten, andererseits hindert sie der Straßenstrich. Deshalb bin ich für Sperrzeiten. Am Tage müsste die Prostitution von der Straße verschwinden. Sie müsste auf die Nachtzeit beschränkt werden: etwa von zehn Uhr abends bis sechs Uhr am Morgen.

Berliner Prostituierte 1907 und 1976

'Komm mit Schatz!',
'Kleener, komm doch!'

(‘Das Berliner Dirnentum’ (1907) von Hans Ostwald aus: »Vergnügungsgewerbe rund um den Bülowbogen« S.8)

Prostituierte vor einem Hotel in der Potsdamer Straße, Mai 1976.
Fotograf: Wolfgang Albrecht. Mit Genehmigung des Landesarchivs
Berlin. Inventar-Nr.: 189374

Nachbarschaft und Prostitution

Foto: Gerhard Haug

Rechtliche Möglichkeiten sind ja quasi nicht vorhanden. Ich persönlich habe ein Interesse für den Handel und meine, dass die Prostitution hier schadet. Denn es ist der erste und letzte Eindruck, den ein Besucher unseres Hauses hat. Mein Vorschlag wäre, tagsüber zwischen sechs und zwanzig Uhr eine Sperrzeit einzurichten. Nachts können sie das ja meinetwegen hier machen, aus der Tradition heraus, weil es immer schon so war. Die Idee von Verrichtungsboxen ist da ganz interessant. Wenn die Prostitution in Bordellen stattfinden würde, könnten die Leute tagsüber natürlich machen, was sie wollen. Aber auf der Straße, bei der Anzahl von Schulen und Kindergärten, ist es meiner Meinung nach so nicht mehr vertretbar. Es soll jeder seine Zeiten haben. Achtzig oder Neunzig Prozent der Probleme entstehen doch während der Tageszeit. Ich glaube nicht, dass es deswegen nachts mehr wird. Ich glaube eher, der ganze Standort würde deswegen uninteressanter.

Albert Türkliitz (35)
hat das traditionsreiche Familienunternehmen
von seinem Vater übernommen und ist seit 2008
Geschäftsführer von Möbel Hübner.

Natürlich will das Thema keiner anfassen, vor allem die Politiker nicht, sie haben Angst davor.



Möbel-Hübner mit Parkplatz in der Kurfürsten-/Ecke Gernthinerstraße Foto: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Wir haben schon mit
vielen Politikern
gesprochen
– aber passiert ist
nichts!

Orhan Sisman, arbeitet in der
Hizmet-Fleischerei, Kurfürstenstraße



Foto: Rolf Hemmerich

Wir haben unsere Fleischerei seit 1998 hier am Standort Kurfürstenstraße und einen großen Kundenstamm sowohl unter den Deutschen, als auch unter den Anwohnern mit migrantischem Hintergrund. Uns stört die Straßenprostitution vor unserem Geschäft. Wir betrachten sie als stark geschäftsschädigend. Wir verstehen nicht, dass man nicht in der Lage ist, an einer Hauptverkehrsader mitten in Berlin, der Hauptstadt Deutschlands, die eine wichtige Rolle in der Europäischen Union spielt, die Straßenprostitution sozialverträglich zu organisieren. Wir haben schon viel mit Politikern und Journalisten gesprochen und ihnen unsere Situation erklärt. Aber passiert ist nichts.

Unser Hauptproblem ist, dass einige unserer Kunden nur mit Widerwillen zu uns kommen. Das betrifft in der Hauptsache Frauen, aber auch Männer in Begleitung ihrer Frauen, die dann von den Pros-

tituierten vor der Tür nicht den Blick abwenden können oder angesprochen werden, weshalb es dann zu Konflikten in den Familien kommt. Unser persönliches Bemühen, den Straßenbereich vor unserer Fleischerei vom Strich frei zu halten, ist jedes Mal vergeblich geblieben. Auch die Ordnungsbehörden können uns nicht helfen. Die Situation hat sich in den letzten Jahren grundsätzlich nicht verändert. Und solange man die Gesetze nicht ändert, habe ich den Eindruck, kann man dagegen wohl auch nichts machen. Am 1. Mai dieses Jahres haben wir eine Ansammlung von etwa hundert Prostituierten gezählt.



Foto: Gerhard Haug

Ich habe noch Christiane F. und das S.O.U.N.D. miterlebt

Bernd-Dieter Merkeleit – genannt Curry-Bernd – führt seit über 38 Jahren die Curry-Wurst Bude in der Kurfürsten-/Ecke Genthinerstraße.

Früher reichte der Straßenstrich von der 'Potse' bis zum Ku'damm. Im Grunde ist das heute hier der übrig gebliebene kümmerliche Rest. Ich habe meine Curry-Bude seit 1974. Damals war hier in jeder Beziehung mehr Verkehr und das Geschäft brummte. Viel ist seither passiert. Ich habe den Drogenstrich erlebt. Eine Autobahn sollte durch die Kurfürstenstraße gebaut werden, ein Parkhaus auf dem Möbel-Hübner Parkplatz, ein Bordell an der Ecke zur Potsdamer Straße. Nichts davon wurde realisiert außer einer Verschönerung des Platzes vor der Zwölf-Apostel-Kirche. Der Autoverkehr hat dagegen enorm zuge-

nommen, aber leider kommen immer weniger Fußgänger vorbei. Dabei steht meine Bude wie auf einem Marktplatz. Früher habe ich schon mal eine 'Curry' an Momper oder Diepgen verkauft, auch der Herr Sarrazin war hier. Die geschäftliche Lage ist schlechter geworden in den letzten Jahren. Der Strich hat damit nichts zu tun, der ist fast wie immer. Aber ein Großteil der ehemals ansässigen mittelständischen Betriebe samt Mitarbeiter ist verschwunden und ein Teil der Möbelhäuser wird es wahrscheinlich bald auch. Mir ist es egal, Curry-Wurst, ob scharf oder nicht, geht immer und ich stehe sowieso kurz vor der Rente.

Nachbarschaft und Prostitution

**Wir haben schon mit
vielen Politikern
gesprochen
– aber passiert ist
nichts!**

Orhan Sisman, arbeitet in der
Hizmet-Fleischerei, Kurfürstenstraße

Wir haben unsere Fleischerei seit 1998 hier am Standort Kurfürstenstraße und einen großen Kundenstamm sowohl unter den Deutschen, als auch unter den Anwohnern mit migrantischem Hintergrund. Uns stört die Straßenprostitution vor unserem Geschäft. Wir betrachten sie als stark geschäftsschädigend. Wir verstehen nicht, dass man nicht in der Lage ist, an einer Hauptverkehrsader mitten in Berlin, der Hauptstadt Deutschlands, die eine wichtige Rolle in der Europäischen Union spielt, die Straßenprostitution sozialverträglich zu organisieren. Wir haben schon viel mit Politikern und Journalisten gesprochen und ihnen unsere Situation erklärt. Aber passiert ist nichts.

Unser Hauptproblem ist, dass einige unserer Kunden nur mit Widerwillen zu uns kommen. Das betrifft in der Hauptsache Frauen, aber auch Männer in Begleitung ihrer Frauen, die dann von den Pros-



Foto: Rolf Hemmerich

tituierten vor der Tür nicht den Blick abwenden können oder angesprochen werden, weshalb es dann zu Konflikten in den Familien kommt.

Unser persönliches Bemühen, den Straßenbereich vor unserer Fleischerei vom Strich frei zu halten, ist jedes Mal vergeblich geblieben. Auch die Ordnungsbehörden können uns nicht helfen. Die Situation hat sich in den letzten Jahren grundsätzlich nicht verändert. Und solange man die Gesetze nicht ändert, habe ich den Eindruck, kann man dagegen wohl auch nichts machen. Am 1. Mai dieses Jahres haben wir eine Ansammlung von etwa hundert Prostituierten gezählt.



Foto: Gerhard Haug

Früher reichte der Straßenstrich von der 'Potse' bis zum Ku'damm. Im Grunde ist das heute hier der übrig gebliebene kümmerliche Rest.

Ich habe meine Curry-Bude seit 1974. Damals war hier in jeder Beziehung mehr Verkehr und das Geschäft brummte.

Viel ist seither passiert. Ich habe den Drogenstrich erlebt. Eine Autobahn sollte durch die Kurfürstenstraße gebaut werden, ein Parkhaus auf dem Möbel-Hübner Parkplatz, ein Bordell an der Ecke zur Potsdamer Straße. Nichts davon wurde realisiert außer einer Verschönerung des Platzes vor der Zwölf-Apostel-Kirche. Der Autoverkehr hat dagegen enorm zuge-

Ich habe noch Christiane F. und das S.O.U.N.D. miterlebt

Bernd-Dieter Merkeleit – genannt Curry-Bernd – führt seit über 38 Jahren die Curry-Wurst Bude in der Kurfürsten-/Ecke Genthinerstraße.

nommen, aber leider kommen immer weniger Fußgänger vorbei. Dabei steht meine Bude wie auf einem Marktplatz. Früher habe ich schon mal eine 'Curry' an Momper oder Diepgen verkauft, auch der Herr Sarrazin war hier.

Die geschäftliche Lage ist schlechter geworden in den letzten Jahren. Der Strich hat damit nichts zu tun, der ist fast wie immer. Aber ein Großteil der ehemals ansässigen mittelständischen Betriebe samt Mitarbeiter ist verschwunden und ein Teil der Möbelfabriken wird es wahrscheinlich bald auch. Mir ist es egal, Curry-Wurst, ob scharf oder nicht, geht immer und ich stehe sowieso kurz vor der Rente.

Nachbarschaft und Prostitution

Uns stört nicht der
Straßenstrich an sich,
sondern das Benehmen
der Beteiligten.

Dorit Meier (68) und Horst Schimkat (62)
leben seit zehn Jahren an der Apostelkirche.



Blick aus unserem Wohnzimmer.
Foto: Gerhard Haug

Wir kommen aus Brandenburg an der Havel und wohnen seit 2002 'An der Apostelkirche'. Wir haben seitdem hier schon viel erlebt, weil sich das Geschehen teils direkt vor unserem Fenster abspielt. Vor zehn Jahren noch sah der Strich ganz anders aus, hauptsächlich deutsche Frauen, auch nicht hier im Park sondern etwas weiter weg in der Kurfürsten. Weniger Dreck, ruhiges Wohnen. Die Prostituierten waren teils bekannt und man grüßte sich höflich.

An deren Art sich zu verhalten, wenn sie ihre Reize zeigen, haben wir uns längst gewöhnt. Das stört uns nicht. Schließlich betreiben sie das älteste Gewerbe der Welt.

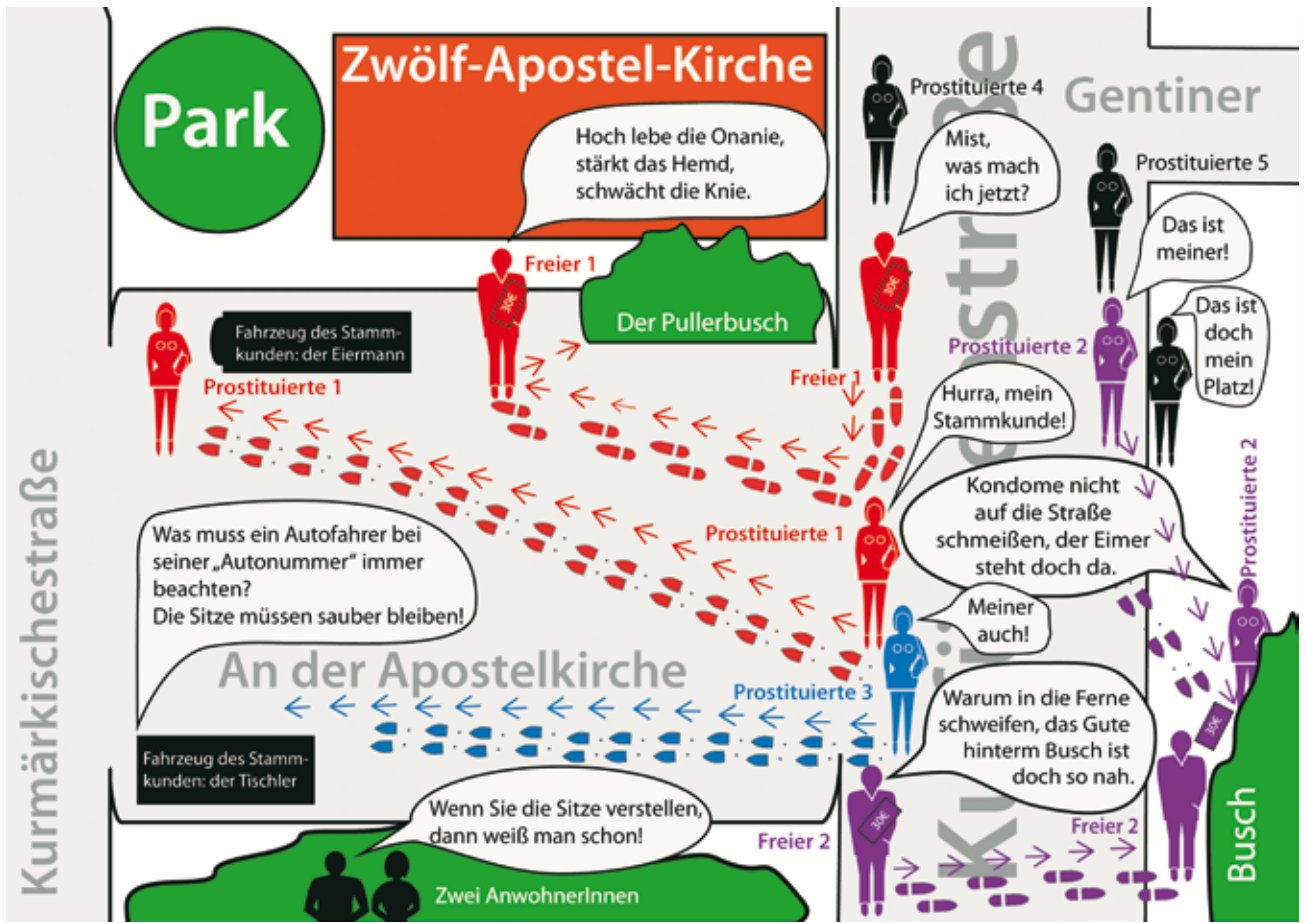
Wir haben beobachtet, dass sich das Bild in den letzten Jahren sehr gewandelt hat. Es scheint uns so, als ob jetzt verschiedene Großfamilien vor unserem Fenster die Geschäfte mit der Prostitution betreiben. Es kommt uns vor wie ein eigenes Dorf mit Familien, die zusammen gehören und alle untereinander verwandt oder verschwägert sind. Wohl ein Drittel der Menschen wechselt ständig.

Und das im Sommer und im Winter ohne Unterbrechung und ohne Rücksicht auf ihre Gesundheit. Junge Mädchen mit kurzen Röckchen und Mini-Slips, im Sommer und im Winter. Die müssen doch gesundheitliche Probleme bekommen. Das sind Dinge, die wir nicht verstehen. Auch das teilweise sehr aggressive Verhalten.

Es stört uns natürlich, dass die Frauen und Freier sich nicht um ihre Hinterlassenschaften kümmern: Kondome und Tücher jeder Art bleiben auf der Straße liegen, nach dem sie sich vergnügt haben. Und dies oft schon am frühen Nachmittag, was absolut nicht geht. Denn zu dieser Zeit holen die Muttis ihre Kinder aus den Kitas ab. Das Tagesgeschehen um die Kunden kann hier leicht beobachtet werden: Zeitweise kam der »Eiermann« regelmäßig zu einer bestimmten Uhrzeit vorbei, ein Angehöriger einer Maler- oder Holzfirma desgleichen. Da ist der Spanner, der das Geschehen aus seinem Auto heraus beobachtet, ein Taxifahrer, der sich den ganzen Tag die Nutten anguckt. Wie der sein Geld verdient, das möchten wir schon mal wissen.

Es wäre sehr hilfreich, wenn man den Prostituierten und Freiern Orte anbieten würde, wo sie sowohl ihr Geschäft als auch die Entsorgung der Hinterlassenschaften erledigen könnten. Orte, die nicht in unmittelbarer Nähe der Anwohner wären, wegen des ständigen Lärms, der ebenfalls verursacht wird. In anderen Städten gibt es das auch. Wir wären z.B. für solche »Pop-Boxen«. Das wäre eine Möglichkeit.

Eine andere Möglichkeit wäre es, die Durchfahrt von Freiern durch Schranken zu unterbinden, durch die nur Anwohner zu ihren Parkplätzen kämen. Oder: Wie wär's denn mit dem jetzt freien Flughafengelände in Tempelhof?



Das Geschehen vor unserem Wohnzimmer Idee: Dorit Meier Grafik: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Warum macht unser Senat immer nur die Augen zu und will die Probleme der Anwohner mit der Prostitution nicht erkennen?

Christiane Staroske,
wohnt seit über dreißig Jahren
in der Potsdamer Straße

Früher ist die Prostitution hier anders gewesen. Das öffentliche Bild war ganz anders. Die Mädchen waren in den Lokalen und auf der Straße. Die Anwohner hatten zu ihnen ein nettes Verhältnis, man grüßte sich, unterhielt sich, weil man sich kannte. Die Damen waren sogar gute Kundinnen. Sie kauften viel Fleisch für sich und ihren Anhang. Niemand nahm Anstoß an den Frauen.

Die Mädchen heute sind meist fremd, sprechen unsere Sprache nicht und sind viel weniger anspruchsvoll. Sie kaufen mal eine Bulette oder eine Suppe. Ihr Verhalten als Kundinnen ist eher ungewöhnlich. Es ist auch mal ungezogen, wie sie manchmal mit den Verkäuferinnen umgehen. Aber es beeinträchtigt den Geschäftsbetrieb keineswegs.

Nun findet überall im Quartier Prostitution statt. Alle Nebenstraßen werden von den Frauen genutzt. Städtebauliche Veränderungen haben nicht stattgefunden. Das Stadtbild rund um die Potsdamer Straße ist dem entsprechend: es dominieren Billig-Shops. Wir sehen es nicht ein, die allein Leidtragenden zu sein. Schließlich sind wir die Steuerzahler.

Zahlen die Prostituierten einen Euro Steuern? Ich meine: Wo sind wir denn?

Ich weiß nicht, ob unser Senat da immer nur die Augen zu macht und das Ganze nicht erkennen will? Wenn ich im Senat wäre, würde ich es wie in Hamburg machen. Dort ist die Prostitution auf eine Straße konzentriert.



Foto: Privatbesitz, Fotograf: unbekannt

Mein Vorschlag wäre: Da in der nahen Flottwellstraße viele Wohnungen gebaut werden sollen, könnte man dort doch Bordelle einplanen. Oder einen Teil des im Moment neu gebauten Parkes am Gleisdreieck für die Ausübung der Prostitution vorsehen, für die Freier, die diese Mädchen offensichtlich brauchen.

Denn: Jeder weiß, wir haben hier im Kiez Kitas, Grundschulen, Gymnasien. Und es muss doch nicht sein, dass die Mädchen da auf Dauer zwischen durch flanieren!

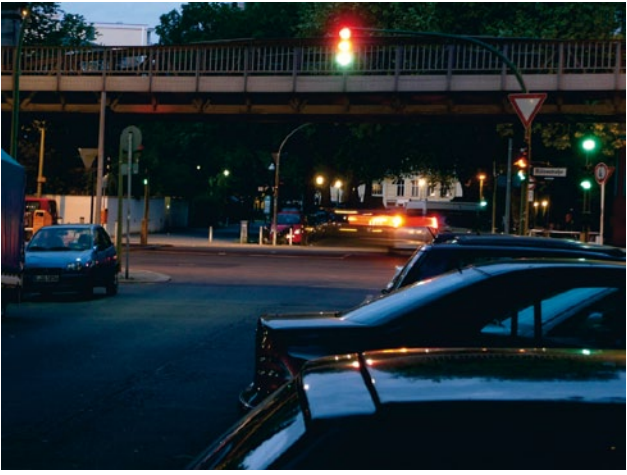


Fleischerei Staroske Foto: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Dass unser Quartier
die Prostitution
'beherbergt' ist eine
Art Dienstleistung für
die anderen Stadtteile.

Juerg Judin (48)
kaufte die ehemalige Tankstelle in der Bülow-
straße, baute sie um und wohnt dort seit 2007.



Frobenstraße Foto: Rolf Hemmerich

Als eingefleischter Schöneberger, der lange Zeit in der Nähe des Winterfeldtplatz gewohnt hat, mache ich ganz andere Erfahrungen in diesem Teil von Schöneberg: Als ich in die Tankstelle eingezogen bin, musste ich sehr bald den riesigen Unterschied zwischen dem mittlerweile stark gentrifizierten Winterfeldtplatz-Gebiet und der Bülowstraße feststellen. Ich war ziemlich blauäugig gewesen und hatte mir nicht vorstellen können, dass ein paar Straßenzüge weiter einen so krassen Unterschied ausmachen können.

Als ich dann mit den Auswirkungen der Straßenprostitution konfrontiert wurde, las ich das Buch 'Vergnügungsgewerbe rund um den Bülowbogen'. Mir wurde klar, dass die Prostitution hier schon über hundert Jahre heimisch ist. Das Gewerbe war also schon lange vor mir da. Diese Einsicht ließ mich dann meinen inneren Frieden mit der Situation schließen. Ich nahm auch an der letzten Infoveranstaltungen im HUZUR teil, wo mich die sachliche Argumentation der Kriminalbeamtin beeindruckte. Sie sagte, dass Kontrollen wegen der Minderjährigkeit durchgeführt werden, dass die Prostituierten im Übrigen aber legal arbeiten und sogar Steuern bezahlen.

Die Belästigung durch den Lärm bis in die frühen Morgenstunden, im Sommer bis sechs Uhr, ist schlimmer als die über meine Mauer geworfen Flaschen, Damenschuhe und Kondome. Die Räume ich halt jeden Morgen weg. Die Damen oder Herren vom 'Transenstrich' – ich weiß nie wie ich sie nennen soll – treten manchmal aggressiv, aber auch selbstbewusst auf. Die wissen sich zu behaupten und dass

sie das Recht auf ihrer Seite haben. Die Leiden der Anwohner sind ihnen eher egal. Ich nehme an, dass sie durch ihre Interessensvertretungen ganz gut ge-coacht werden.

Eine wesentliche Veränderung habe ich nicht wahrgenommen. Den Unterschied zwischen den Jahreszeiten, den gibt es schon eher. Im Winter kann man manchmal die Nacht durchschlafen... Eine Gentrifizierung wie in anderen Teilen des Schöneberger Nordens sehe ich in absehbarer Zeit für dieses Gebiet nicht. Dafür ist die städtebauliche Struktur mit ihren neuzeitlichen, hässlichen Mietshäusern und dem Straßenlärm noch zu unattraktiv.

In jeder größeren Stadt gibt es Prostitution, das gehört zur Urbanität. Unser Stadtteil übernimmt die Funktion, die Prostitution für die anderen mit zu beherbergen. Für diesen Dienst sollten sich die Behörden ein wenig erkenntlich zeigen und die Anwohner mit 'Soft-Maßnahmen' entlasten. Die städtebauliche Lebensqualität sollte als Ausgleich dafür, dass wir das Problem für andere Stadtteile mittragen, gesteigert werden.

Vor allem sollte in 'Manpower' investiert werden. Intensivere Betreuung und damit mehr Einwirkungsmöglichkeit auf die Prostituierten wären sehr hilfreich. Andererseits bräuchten die Anwohner eine Art von Notfalltelefon, das rund um die Uhr besetzt ist, damit, wenn es mal wieder ganz schlimm ist mit dem Lärm, auch wirklich jemand kommt, der sich durchsetzen kann. Von Verrichtungsboxen, die in meiner Heimat in Zürich neuerdings im Einsatz sind, halte ich persönlich hier mitten in der Stadt nicht viel.



Bülow-/Ecke Frobenstraße, Spätkauf/Kiosk Foto: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Am liebsten gehe ich mit den Freiern in eine Pension.

Anne (29) arbeitet seit sechs Jahren als Prostituierte auf der Kurfürsten und kommt aus der Ukraine.



Kurfürstenstraße Foto: Gerhard Haug

Ein großes Problem ist die große Konkurrenz und auch der Neid untereinander. In den letzten Jahren kamen Frauen dazu, die auf Masse gesetzt haben und weniger auf Qualität. Dadurch wurden die Preise nicht mehr einheitlich eingehalten. Das heißt beispielsweise: sie machen es für 30 Euro und brauchen dann halt zehn Freier um auf 300 Euro Verdienst zu kommen. Ihnen ist ziemlich egal, wie zufrieden die Kunden sind. Hauptsache schnell. Das kann man nur so machen, wenn man nicht so lange hier ist. Das ist einfach anstrengend und die Männer fühlen sich auch oft abgefertigt. Manche wurden auch schon beklaut. Das spricht sich herum. Die Freier tauschen sich auch im Internet darüber aus. Mich ärgert das, weil es unseren Strich in Verfall bringt und wir alle darunter leiden.

Denn ich stehe hier schon länger, habe auch Stammkunden und meinen Preis von 50 Euro. Da will ich nicht herunter gehen und es macht einen Unterschied, auch in der Qualität. Ich will ja auch, dass die guten Kunden wiederkommen. Dafür muss ich natürlich länger warten, brauche aber auch nur sechs Männer um auf diese 300 Euro Verdienst zu kommen. Das ist einfach ein anderes Geschäftsmodell.

Zwischen manchen Frauen gibt es dadurch und wegen des Standplatzes dann richtig Streit, sie brüllen manchmal auch herum, was natürlich vor allem nachts richtig blöd ist. Eine Zeitlang, so vor zwei, drei Jahren, waren auch einfach zu viele Frauen auf einmal da. Alles wurde aggressiver, das Benehmen, die Auseinandersetzungen und die Atmosphäre. Das war schlimm.

Die Nachfrage bewegt sich nur wenig und die Freier haben auch kein Geld mehr. Das Leben ist härter geworden, das spüren wir. Am geizigsten sind sowieso die Männer mit den teuersten Autos. Manche der Männer wollen das Geschäft ohne Gummi abwickeln, das ist richtig nervig und oft schwierig denen klar zu machen, dass es so nicht läuft. Was denken die sich eigentlich? Manche suchen dann den gan-

zen Strich ab nach einer, die es ohne macht. Unmöglich. Einige schmeißen die Gummis auch einfach aus dem Auto, normalerweise haben wir aber so kleine Tütchen bei uns und packen da das gebrauchte Zeug herein und später in den Müll. Es wäre gut mehr Papierkörbe an diesen Stellen zu haben, da sind oft gar keine.

Am allerliebsten gehe ich mit den Freiern in eine Pension. Die in der Steinmetzstraße kostet für eine halbe Stunde zehn Euro, ist näher und billiger, aber dreckig. Die in der Eisenacher ist besser, kostet aber auch einen Fünfer mehr, ist weiter weg und da ist es oft mit den Parkplätzen schwierig. Ansonsten gehen wir mit den Autos in Parkhäuser oder haben halt so unsere ruhigen Ecken. Es gibt einfach viel zu wenig Pensionen und zu wenige Plätze. Der Parkplatz bei Möbel Hübner ist ab acht Uhr abends geschlossen und auch zu hell. Manchmal gehen wir in eine Videokabine vom LSD, aber die sind eng und stickig und die Leute vom LSD wollen das nicht. Manchmal gehe ich auch in eine City Toilette. Sie haben zwar extra die Schließzeit gekürzt, aber es reicht immer noch gut. Manche der Frauen gehen auch zu Männern, die hier wohnen. Manchmal nachts, wenn sowieso alles schläft, macht man das Ganze auch mal auf die Schnelle um die Ecke. Ist natürlich für die Leute, die hier wohnen, blöd, wenn sie dann gerade wach sind und aus dem Fenster schauen.

Es wäre schön mehr Möglichkeiten zum sitzen zu haben, wenn man mal Pause machen möchte. Oder auch mal etwas wo man sich unterstellen kann, wenn es regnet. Die Bushaltestelle war wirklich prima damals. Mehr Pensionen wären super und ich fände es gut, wenn wir ein oder zwei Plätze hätten, wo wir hinfahren könnten und uns keiner zuschaut – ohne große Zusatzkosten. Ich könnte mir schon vorstellen, dass einige von uns das nutzen würden. Vielleicht nicht alle, aber einige.



Pension in der Eisenacherstraße (6 Zimmer), Foto: Gerhard Haug



Pension in der Steinmetzstraße (5 Zimmer) Foto: Gerhard Haug

Nachbarschaft und Prostitution

Gesammelte Vorschläge und Ideen der Bürger_innen

Verkehrsführung beruhigen

- Einrichtung von Einbahnstraßen
- Schaffung von Sackgassen
- Durchfahrt durch Schranken regeln (nur für Anwohner_innen)

Verschmutzungen verringern

- Aufstellen von mehr Papierkörben
- Papierkörbe bunt oder mit einem Wiedererkennungseffekt ausstatten
- Frühmorgens eine Stunde abwechselnd auf den Straßenseiten ein komplettes Parkverbot einrichten, um Straßenkanten und sonst zugestellten Parkflächen richtig sauber zu machen
- Aufstellung von mehr Toiletten, z.B. City-Toiletten, im gesamten Gebiet, v.a. auch im Bereich des »Transenstrichs« im unteren Teil der Frobenstraße

Schaffung eines klar erkennbaren, eindeutigen und gleich bleibenden Straßenstrichs

- Zeichnungen auf dem Boden, Piktogramme mit positiver hinleitender Kennzeichnung (wo die Frauen stehen können, in Abgrenzung zu anderen Gebieten)
- Anreize schaffen: Aufstellen von Bänken, Überdachungen für die Frauen
- Einrichtung von Sperrzeiten tagsüber vor den sozialen Einrichtungen
- Einrichtung von Sperrzeiten tagsüber im gesamten Gebiet

Einrichtung von Vollzugsorten für sexuelle Dienstleistungen

- »POP Boxen« für Autos und Fußgänger
- Einrichtung eines Laufhauses
- Einrichtung eines kommunalen Bordells
- Mehr Stundenhotels
- Mehr Bordelle einplanen, z.B. bei neuen Bauvorhaben (Flottwellstraße)
- Anwendung des und Regulierung über das Gewerberecht

Mehr gegenseitige Toleranz und Respekt im Alltag

- Orte schaffen, wo sich alle Leute aus dem Viertel besser begegnen können
- Besseren Austausch, mehr Kommunikation aller Anwesenden ermöglichen

Landesweite und bezirksübergreifende Zusammenarbeit

- Stärkere übergreifende städtische Planungen, die das Gewerbe Prostitution mitdenken
- nicht alles dem Geld und der Spekulation überlassen (Stichwort: Gentrifizierung)

Verbesserung der Umgebung

- Grundstücke von Möbel Hübner und dem Land Polen, z.B. für Parks, Cafés, Kleingewerbe öffnen und nutzen
- Einrichtung eines abgegrenzten, nicht einsehbaren »Lustgartens«
- In Verhandlung mit den Besitzern treten, um den gesamten Platz für das Gemeinwesen attraktiver gestalten zu können
- Zwischen-Nutzungen überlegen
- Gemeinsam mit Anwohner_innen und Nutzer_innen die Gestaltung entwickeln

Soziale Angebote

- Langfristig ausreichend personell und finanziell absichern
- Bessere Sprachmittlung vor Ort via Streetwork
- Bessere Vermittlung zwischen Sexarbeiterinnen und Anwohner_innen

Ordnungs-/Gewerbeamt

- Bessere Überprüfung von Kiosken und Gewerbe (Auflagen)
- Überlegungen zu möglichen Schließungen von Lokalen

Aufklärung und Information

- für Prostituierte (Aufklärung über Wohngebiete, Kitas, Schulen und Verhalten)
- für Kunden/Freier (ein „Knigge“ für Freier, regelmäßige Aufklärungsaktionen der Arbeitsgemeinschaft Gesunder Kunde)
- für Anwohner_innen (Rechtliche Grundlagen/ ProstG, über Herkunft/Situation der Frauen, Kontaktdaten bei Beschwerden)

– Haben Sie noch weitere Vorschläge?

– Welche Ideen finden Sie am besten?



Nachbarschaft und Prostitution

Die Bürgerausstellung

Im Bereich der Kurfürstenstraße und Umgebung kommt es in den letzten Jahren immer wieder zu Nutzungskonflikten im öffentlichen Raum. Nachbarschaften, soziale Einrichtungen und Gewerbetreibende sind durch die dort stattfindende Straßenprostitution und ihre Folgeerscheinungen vielfältig belastet.

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee zu einer Bürgerausstellung.

30 Bürger_innen, Gewerbetreibende sowie Vertreter_innen verschiedener Institutionen und Interessengruppen haben ihre Wahrnehmungen, Kritik und vor allem ihre Visionen und guten Ideen zum Thema dargelegt.

Die Ausstellung zeigt dieses vielfältige Meinungsbild. In 30 Porträts ist es auf Ausstellungstafeln abgebildet, um es mit möglichst vielen anderen Menschen aus dem Kiez zu diskutieren.

Ziel ist es, vor dem Hintergrund der Gesetzeslage und der komplexen Lage vor Ort, gemeinsam und konstruktiv nach Ideen und nachhaltigen Lösungen zu suchen.

Eine Initiative

Bei mehreren Treffen mit Anwohner_innen entstand die Idee, das Gespräch mit der Berliner Stadtreinigung direkt zu suchen. Gemeinsam wurde eine Initiative gestartet: Die Mülleimer im Gebiet rund um die Kurfürstenstraße erhielten spezielle Aufkleber, flankierend dazu wurden Plakate und »Kondom-Tüten« mit Hinweisen in sieben Sprachen erstellt und durch den Frauentreff OLGA an die Prostituierten verteilt. Für diese Unterstützung und Aktion möchten wir der BSR ganz herzlich danken.



Die Bürgerausstellung ist vor Ort!

Foto: Gerhard Haug



Ausstellungseröffnung mit Podiumsdiskussion

Foto: Gerhard Haug



Ein Treffen der Anwohner_innen

Foto: Gerhard Haug

Impressum

Ausstellungsinitiator_innen/Interviewführung/ Auswertung:

Gerhard Haug, Rolf Hemmerich, Christiane Howe

Fotografie:

Wolfgang Albrecht, Georg Füll, Gerhard Haug, Rolf Hemmerich, Wiebke Holtmann

Fotonachweis:

Prostituierte vor einem Hotel in der Potsdamer Straße, Mai 1976. Fotograf: Wolfgang Albrecht. Mit Genehmigung des Landesarchivs Berlin, Inventar-Nr. 189374

Grafiken:

Ton Belowskey, Gerhard Haug, Volkmar Nickol

Gestaltung: Gerhard Haug

Wir danken allen Beteiligten, die diese Ausstellung mit einem Interview unterstützt haben.

Weitere Informationen und Kontakt:

www.netzwerk-stadtraumkultur.de

und unter: <http://schoeneberger-norden.de/Buergerausstellung-Open-Air-Ausstellungs-termine.3242.0.html>